

(Nachdruck verboten.)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Die Mädchen kicherten; sie kannten die fixe Idee der alten Mathilde, die immer noch auf den Mann, der sie einstmalig, um ihrer jüngeren Schwester willen, hatte sitzen lassen, wartete.

Sie lachten ganz ungeniert, als Mathilde in ihrer Herzensfreude sie alle zur Hochzeit einlud.

„Na, was sagt denn nu die Hauptmannsche?“ fragte die Reschke. „Die wird scheene drinne sitzen, die kriegt so leicht keene Schmalhans Küchenmeister. Und denn die ungezognen Wälse.“

„Ach Gottchen!“ Mathilde schnäuzte sich krampfhaft.

„Mathilde,“ sagte sie zu mich, „ich seh Ihnen man unjern scheiden.“ „Inä Frauchen,“ sag ich, „ich tret ja in den heilgen Ehtand.“

„Ach so,“ sagte sie, „na denn is was anders, denn wüsch ich Ihnen viel Zeliück!“ Aber man sah es ihr an, wie es sie leid tat. Na und denn rief sie de „Kinderches, und dann sagt sie: „Kinderches,“ sagt sie, „de Mathildche will wegjehn.“

„Ach und de Kinderches kamen in de Küche und hingen sich an mein Rock und denn baten se: „Bleib doch bei uns, Mathildche!“

„Ach Gottchen, Gottchen, das Herz in Leib tat mer weh.“

„Aber nei,“ sag ich, „Das Buchchen hat jesprochen.“

„Da feiern wir also bald fidele Hochzeit,“ rief die Reschke ganz ernsthaft. „Ic halte Ihnen beim Wort.“

Die Mädchen prusteten vor Lachen.

Mathilde merkte nichts von der allgemeinen Geterkeit; ohne den zerstreuten Gesichtsausdruck zu verlieren, erhandelte sie ein billiges Gemüse und stieg dann, verträumten Blicks, die Kellertreppe empor.

Ein übermütiges Gelächter schallte hinter ihr drein.

„Da schlag einer lang hin,“ krächte eine blasse Weißblonde, die recht mitgenommen aussah. Es war die Minna von Doktor Ehrlich, einem Jungesellen, bei dem sie gut kochte und während der Sprechstunden die Tür öffnete. Die übrige Zeit, die der Doktor auf der Praxis zubrachte, ging sie spazieren. Vergangenes Frühjahr war sie in der Gobenstraße aufgetaucht — man munkelte, direkt aus der Charité — sehr elend und herabgekommen; nun ging sie in Lackschuhen und trug sich kokett. „Wie 'ne Dame,“ sagten die andern neidisch.

Minna konnte sich über die „Dämlichkeit“ dieser Person gar nicht beruhigen.

„Was wollen Se, Fräuleinchen —“ Frau Reschke zuckte mitleidig und geringschätzig die Achseln — „jede is nich so helle wie Sie. Aus Ostpreußen — lieber Gott! Gätte die sonst zwei Jahre bei'n Hauptmann jedient! Aber da fällt mir ein, det wäre am Ende was for meine Nichte!“

Als sich eben jetzt, oben am Ausgang der Kellertreppe, zwei Beine in Drillschleusen vorüber bewegten, rannte sie, so rasch es ihre Korpulenz erlaubte, die Stufen in die Höhe.

„Sie, Peters, pst, Sie!“

Der Bursche von Hauptmanns, der langsam, ein Paar zu reparierende Stiefel seines Herrn unterm Arm, an der Hauswand entlang strich, drehte sofort um. Er ahnte wieder eine kleine Weiske oder einen Hauskäse.

„Peters, uf 'n Wort!“ Frau Reschke zog ihn in den Keller und redete da in einer Ecke eifrig auf ihn ein.

„Die da?“ sagte er und wies mit dem Daumen über die Schulter nach Verta. „Smucke Deern!“

„Die is keen Fressen for Euch! Aber meine Nichte is doch een sehr nettet Mädchen.“

„Erst sehn,“ grinste der Bursch pfiffig. „Wir köpen ken Platt in de Sad.“

„Sehn is nich,“ sagte die Reschke ärgerlich. „Wenn ic sage, se is wat for Euch, denn is se ebent wat.“

„So denken Se vielleicht, Mutter Reschke, daß Se mir wieder mit so 'n ole Postführ tofamen schmeeren? Mich mal konnt se Mehlbeutel kochen! Un en Söten“ — er wischte sich den Mund — „pfui Deiwel!“

„Kaffen Sie die Dummhaiten, Peters! Hier!“ Sie drückte ihm heimlich einen Hauskäse in die Hand und steckte ihm die

Taschen voll Pflaumen. „Ic weech ja, was Sie for en Blick for allens haben, ic wer' Ihnen doch nisch schlechtes zuschustern. Sagen Se man Ihre Gnädige — Se müssen det so janz a propos einstecken lassen — det hier en Mädchen wäre, det fermost for ihr paste: stark, fleißig, sauber und sehr bescheiden. Sie jiebt ja so velle druf, wat Sie sagen. Ne, wie Sie bei Hauptmanns estimiert sind, det weiß ja de janze Strahe. Et soll Ihr Schade nich sein!“

Während dessen läutete die verborgene Klingel in einem fort; ihre Stimme war heiser, wie gebrochen von Ueberstrengeung, und doch versagte sie nicht, sie schnappte nur zuweilen ab mit einem grellem Mistton, um dann wieder desto lauter, desto eindringlicher zu schrillen.

„Notte doch, der Kadau,“ stöhnte die Reschke und hielt sich die Ohren zu. Es ging auf zwölf, und sie war ganz erschöpft, abgemattet vom unaufhörlichen Schwätzen, Bureden, Handeln, Schmeicheln und Klatschen. Mit einem lauten: „Aß!“ ließ sie sich auf eine umgestülpte Tonne fallen; was das wieder einmal ein Vormittag gewesen! Den Mund mußte man sich fuffelig reden wegen 'nes Stengels Peterfilie und 'ner Handvoll Kartoffeln. Sie beklagte sich bitter über den „Hungerleidrigen“ Grünfram, bei dem man kaum das trockne Brot verdiente, und verglich ihn neidisch mit dem Laden des Materialwarenhändlers schräg gegenüber.

4.

Auf das Haus Gobenstraße 8 mündete die Kirchbachstraße. Linke Ecke: Materialwaren en groß und en detail von Hermann Hande; rechte Ecke: Stehbierhalle und Destillation.

Standen Reschkes vor ihrer Kellertür, so konnten sie die ganze Kirchbachstraße übersehen, deren fünfstöckige Häuser in zwei starren Linien einen schmalen Streifen Himmel begrenzten. Eine Unmasse kleiner Leute, die nie Borräte im Hause hatten, wohnten in diesen Mietskasernen mit den engen Gängen; da ging die Ladentür bei Hande denn den ganzen Tag! Kinder, die kaum laufen konnten, schleppten mit Körben und Düten, zur Mittag- wie zur Abendmahlzeit wurde jedes bißchen einzeln, eingeholt, jedes Pfündchen Mehl, jeder Krumen Salz. Nicht nur in den Vormittagsstunden, von früh bis abend war ein ewiges Kommen und Gehen im Laden an der Ecke.

Feierabends, besonders zum Schluß der Woche, machte ihm freilich die Destille an der rechten Ecke Konkurrenz. Da strömten Männer, alte und junge, in Blusen und in Röcken, Fabrikarbeiter und Handwerker, Fleißige und Fauls, Küch-terne und schon Halbvolle dort hinein. Die Kinder trippelten auch dort ab und zu, Flaschen und Krufen, Gläser und Gläschen ängstlich vor sich hertragend und mit krausen Nasen den Duft einziehend.

Das schwirrte und wirrte wie ein Bienenschwarm auf dem engen Raum vor dem Schenkisch; undurchdringlicher Qualm lagerte über den Menschen, den kahlen Holztischen, den handfesten Stühlen und den verschütteten Reigen der Getränke. Von fettigen Köpfen war die Tapete über den Bänken an der Wand blank geschweert. Die Männer der Goben- und Kirchbachstraße, die in den Hinterhäusern bis hinauf zur Höhe des Simmels, in den Kellern bis hinunter in die Tiefe der Erde wohnten, saßen und standen hier herum. Ob die Sommernacht in träger Schwüle über den Gäufern brütete oder der Winterwind fauchend durch die Straßen strich, hier wurde gehockt bis gegen den bleichen Morgen. Hier wurde politisiert und verschimpft, geheut und gemurrt, geschimpft und gelacht, in den Himmel gehoben und in die Hölle verflucht, mit Häuten auf den Tisch geschlagen und der Boden bespuht. Je weiter die Nacht vorrückte, desto lauter die Unterhaltung.

„En Schandal“, brummte oft neiderfüllt Reschke, wenn er im grauen Morgen dämmer mit seinen Kunden losfuhr und drüben noch hinter dem Schankfenster das Licht glimmte. Er war einer von den wenigen in der Strahe, die nie die Destille besuchten. Das sollte ihm fehlen, dem Kerl drüben, der ohnehin schon so viel verdiente, noch selber sein gutes Geld hintragen!

Heute nachmittag, als ihn „bei's Bücherführen“ neben seiner Weiske ein Appetit auf einen Pfefferminz anfan, schickte er Verta mit einem Flaschen hinüber.

Sie betrat die Dejtulle und ihr Blick wurde sofort gefesselt von den Flaschen auf dem Schenktisch, die mit wasserklaren und grünen und roten und gelben Flüssigkeiten gefüllt, hehlich in der Sonne glänzten. Blüchneel leckte ihre wigen Büngelchen die Lippen — süße Liköre, ah!

Mit ihrem freundlichsten Lächeln forderte sie den Pfeffermünz.

(Fortsetzung folgt.)

Schubert als Komponist der Goetheschen Dichtung.*)

Das Lied ist urdeutsch, zum mindesten urgermanisch und von einer solchen Eigenart, daß die Romanen zu seiner Bezeichnung kein Wort, das den Sinn völlig wiedergibt, besitzen: „le lied“ sagen die Franzosen, deren „romance“ und „chanson“ etwas von unserem Lied völlig Verschiedenes bezeichnet: die solette „Marguerite“ gegenüber dem gemüthvollen deutschen „Gretchen“ würde den Gegensatz annähernd treffen. Goethe, der im Gretchen jenem sinnigen Mädchencharakter ewigen Ausdruck verliehen, war es auch, der das deutsche Lied, jenes Aschenbrödel, das so lange verachtet und verkannt nur beim „gemeinen“ Volk eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, wiederum pfliegte und ihm, befruchtet von seinem wunderbaren Genius, aufs neue herrliche Blüten entsprossen ließ. Goethes Lyrik, durchaus im Volkslied wurzelnd, mußte so der Ausgangspunkt des neuen musikalischen Liedes werden. So war es denn auch Goethes der Romantik geheiligter Name, an dessen Altare Arnim und Brentano ihrer wunderbare Sammlung aller deutscher Lieder, „Des Knaben Wunderhorn“ genannt, niederlegten im Jahre 1806, dem Jahre der tiefsten Erniedrigung Deutschlands. Die rechten romantischen Weisen aber, die Goethes Gedichten die „Flügel des Gesanges“ verleihen sollten, sie erstanden erst nach dem denkwürdigen Jahre, das mit der Befreiung Deutschlands zugleich die Geburt der musikalischen Romantik bedeutete. „Nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Blatt ist dein“ hatte Goethe auch dem Tondichter zugerufen: mancher, darunter ein Mozart und Beethoven, ein Jelter und Reichardt, hatten bereits das Wort beherzigt, noch aber hatte keiner von allen diesen den romantischen Geist in Goethes Lyrik erfaßt: da kam Schubert.

Am 19. Oktober 1814 komponierte der noch nicht 18jährige Schubert Goethes „Gretchen am Spinnrad“. Zum ersten Male lobte der Genius des jungen Meisters, entzündet am Genius des größten deutschen Dichters, zu heller Flamme auf: ein Meistergefang war entstanden. Vorüber waren die tastenden Versuche der vorhergehenden Jahre, da er sich vornehmlich an Schillerischen und Mathissonischen Gedichten versucht hatte, wo er noch in der Nachahmung älterer Muster, besonders der Lieder des feinfinnigen Jumpskeg gefangen war, ohne in diesen harmlosen Schöpfungen seine wirkliche Eigenart gefunden zu haben, so überraschend auch manche Einzelheiten dieser Erstlingswerke anmuten. Nun war der Bann gebrochen durch Goethes Rauberwort. „In der Umgebung, in der das Gretchenlied geschaffen ist“, sagt Mandyczewski, der ausgezeichnete Herausgeber der Gesamtausgabe, „nimmt sich dieses Stück wie eine Bifion aus.“ Scharf ausgeprägte, einheitliche Stimmung, folgerichtige musikalische Entwicklung, Freiheit in der Behandlung der Tonart, Eigenart in der Melodie, kurz, fast alles, was Schubert später zum bedeutenden Komponisten gemacht hat, tritt hier mit einem Schlage auf. Daß sich dieses Lied so fertig seinem bewegten Innern entrang, muß ihm über sich selbst die Augen geöffnet und in ihm eine ungeheure Wandlung verursacht haben. Denn alsbald wendet er sich mit einem unheimlichen, ihm selbst noch unbekanntem und nur bei einem Genie von solcher Gewalt erklärlichen Fleiße der Komposition von Liedern zu. Goethe bleibt nun sein Leitstern, und wie es in Schuberts Gewohnheit lag, servilweise die Lyrik eines Dichters in Musik zu setzen, so blieb er zunächst Goethe treu, indem er noch im gleichen Jahre fünf seiner Gedichte komponierte, darunter auch die Domszene aus „Rauf“ gleich in zwei Bearbeitungen. So leicht Schubert auch erjand, so wenig leichtfertig war er doch in der Ausführung. In großen Zügen entwarf er jedes Lied, doch nicht immer war er mit dem ersten Einfall zufrieden. Die meisten seiner Lieder, namentlich jene der früheren Zeit, hat er zweimal, diese, auch spätere, dreimal, ja sogar viermal niedergeschrieben, und fast jedesmal brachte er dabei kleinere oder größere Verbesserungen und Aenderungen an, die zeigen, mit welcher Sorgfalt, Liebe und Kenntnis er bei allem Schwunge seiner Phantasie auch das einzelne zu behandeln wußte. Auch dieser Götterliebhaber hat

gleich Mozart die strenge Arbeit nie geschont und erst hierdurch seinem Genius das Letzte und Höchste abgerungen.

„Gretchen am Spinnrad“, sein Erstlingswerk (später als Op. 2 erschienen — die Opuszahlen bei Schubert sind für die Entstehung keineswegs maßgebend), zeigt bereits eine Schubertsche Eigentümlichkeit, die sich noch weiterhin aufs schärfste ausprägen sollte: der Zug zum Dramatischen. Jenes unablässig rollende Begleitmotiv des Klaviers, das nicht nur auf die Bewegung des Spinnrades, sondern fast noch mehr auf die Gretchen unablässig folternde Qual hindeutet, zaubert sofort die dramatische Szene vors Auge, während das Ohr darüber jene traurigsüße Weise, gesungen von fast tränen-erstickter Stimme, vernimmt. Einen Augenblick, beim Gedanken an die Liebeswunden, stockt jene unruhvolle Bewegung, dann aber wieder beginnt die alte Qual, die alte Müh aufs neue, unaufhörlich sich fortspinnend bis zur Verzweiflung. Daß dieses Lied nicht grobkärtiger und ergreifender in Musik gesetzt werden könne, als es Schubert gelang, darüber herrscht heute kein Zweifel. Daß aber diese dramatische Auffassung seiner Lyrik der vom Volkslied und dessen schlichter Weise ausgehenden Anschauung des Dichters nicht entsprach, und daß Goethe damit in mancher Hinsicht ein wohlberechtigtes stilistisches Prinzip wahrte, ist ebenso sicher. Goethe wünschte stets Musik zu seiner Lyrik, und er betonte „mit einfachen treuen Worten“ dem Komponisten Tomasek gegenüber, der manches Goethesche Lied schlicht und sinnig vertont hatte, daß er seinen „so mannigfachen, unter den verschiedensten Umständen entstandenen Liedern nur dann eine innere Uebereinstimmung und ideale Ganzheit zuschreiben“ dürfe, „als der Tonkünstler sie auch in die Einheit seines Gefühls nochmals aufnehmen und, als wären sie ein Ganzes, nach seiner Weise durchführen wolle“. Daß Goethe, der hiermit dem Komponisten gewissermaßen einen Freibrief ausgestellt hatte, doch von dieser „Weise“ ganz bestimmte, Schubert manchmal entgegengesetzte Anschauungen hatte, dies zeigte er in so mancher anderen Aeußerung, z. B. in den Annalen 1801. So riet er einmal dem Komponisten Kasper, „das Akkompagnement sehr mäßig zu halten, nur in der Mäßigkeit ist der Reichtum“. Mit diesen — in vieler Hinsicht wohl begründeten — Anschauungen mußte aber Goethe in einen Konflikt mit dem musikalischen Zeitgeist geraten, der immer mehr auf reichere Ausgestaltung der Begleitung hindeutete, um in ihr alle feinsten Unterströmungen des singenden Individuums aufs feinste zur Wirkung kommen zu lassen. Diesem neuen Ideal, das sich in scharfen Gegensatz zu dem der älteren, mit Goethe befreundeten Meister des Liedes Jelter und Reichardt setzte, verhalf das Genie Schuberts gerade an Goetheschen Dichtungen zum Durchbruch, und von hier aus gingen alle jene Fäden, die das 19. Jahrhundert zu den folgenden Meistern des Liedes, insbesondere Schumann, Cornelius und Hugo Wolf spannen. Diese dramatische Gestaltung fand dann bereits im folgenden Jahre (1816) ihren gewaltigen Ausdruck in Schuberts „Erlkönig“, wiederum eine jener Genieschöpfungen, denen gegenüber es nur Staunen und Bewunderung gibt. Ob Schubert hier den Balladencharakter wirklich getroffen, ist eine relativ belanglose Frage angesichts der vollendeten Plastik seiner Gestaltung. Daß Schubert auch jene andere einfach-strophenmäßige Gestaltung als Meister beherrschte, daß er mit den geringsten Begleitungsmitteln auszukommen vermochte, hat er in unzähligen anderen Kompositionen, auch Goethescher Dichtungen, bewiesen. Man denke nur an das entzückende „Heidenröslein“, im selben Jahre 1816 entstanden und an einem Tage komponiert (10. August) mit vier anderen Goethesliedern, darunter „Rattenfänger“, „Schahgräber“, „Wundeslied“ und „An den Rand“ — eine schier unbegreifliche Fruchtbarkeit! Aus der großen Zahl der Goethelieder (30) dieses Jahres seien nur noch die Gesänge Mignons und des Harfners erwähnt, die hier zum ersten Male von Schubert vertont wurden. Unablässig fühlte sich Schubert zu den beiden Gestalten des Goetheschen Romans hingezogen, dem gerade die Romantik über alles verkehrte; 1816 versuchte er wiederum, die rechten Töne zu finden, und nochmals zehn Jahre später, auf der Höhe der Meisterschaft, lockt ihn Mignon zu erneuter Gestaltung — zum letzten Male hatte sich der Meister mit der Muse Goethes vermischt. Im ganzen hat Schubert 59 Dichtungen Goethes als einstimmige Lieder komponiert, sechs doppelt, eine dreifach und eine vierfach — die edlen Suleikagesänge, deren Dichtung eigentlich von Marianne v. Willemer stammt, als Goethesche Gedichte mitgezählt. Aus der Fülle des Wunderbaren, das Goethe in Schuberts Tönen bietet, seien hier nur noch hervor-gehoben neben dem herrlichen „Geheimnis“ (West-östlicher Divan) die drei gewaltigen Gesänge: „An Schwager Kronos“ (1816), „Prometheus“ (1819) und „Grenzen der Menschheit“ (1821), drei Gesänge, von denen jeder einzelne bereits genügen würde, Schubert die Unsterblichkeit zu sichern. Die Behandlung der Sprache in einer eigenartig deklamatorisch-melodischen Art, die Anteilnahme der ins feinste ausmalenden, doch nie aufdringlichen Begleitung sind hier geradezu epochemachend. Nur ein Genie ersten Ranges konnte z. B. den „Schwager Kronos“ in einer Weise komponieren, die gleichzeitig das reale Erlebnis einer Postkutschensahrt und die daraus sich ergebende rein ideale Beziehung auf die Lebensweise so zu unmittelbarer Anschauung bringt, daß beides wie beim Dichter ineinanderschießt und die Grenze des Leiblich Gesehenen und geistig Gesehenen nie zu Bewußtsein kommt.

Unerschöpflich ist die Fülle der Lyrik aller Zeiten, die Schubert seiner Kunst zugeführt hat, und Schumann mag wohl recht

* Wir entnehmen mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung W. G. Teubner in Leipzig die obenstehenden Ausführungen dem in der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen Bande: Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland von Dr. Edgar Jäkel in München. (230. Bd. 8. geh. 2 M., in Leinwand geb. 1.25 M.)

haben mit der Behauptung, Schubert, dieser „fleißige Künstler“, hätte „nach und nach wohl die ganze deutsche Literatur in Musik gesetzt“. Bewundernswert ist die feinsinnige Auswahl, die Schubert aus der Fülle der Gedichte traf, die ihm in die Hände fiel; sie hätte für seine Zweck- und Sammler besser sein können. Einmal über die ersten Anfänge hinaus, beurteilt er die Gedichte, wie die Gesamtausgabe betont, immer nur nach ihrem Grundgedanken, ihrem allgemeinen Charakter. Es ist ihm gleich, in welcher Form sie sich darbieten. Nachdem er mit Beherrschung der musikalischen Form gelernt hatte, ein Gedicht als Ganzes aufzufassen, so daß die Komposition gleich als Ganzes fertig vor des Schöpfers geistigem Auge steht, entwickelte er mit der Aufnahme der verschiedenartigsten Anregungen aus der gleichzeitigen Literatur die Kunst, jeder Stimmung den richtigen Ausdruck zu verleihen, und innerhalb der Grenzen des Ganzen auch dem einzelnen gerecht zu werden. Schubert hatte in ganz außerordentlicher Maße die Fähigkeit, die Gedichte seiner Wahl bis in die verborgensten Einzelheiten mitzuempfinden, ihren Inhalt gleichsam nochmals selbst zu erleben. Diese Tiefe der künstlerischen Empfindung befähigte ihn, im Verein mit dem immer mächtiger werdenden Strom musikalischer Erfindung, für jeden Dichter neue Töne anzuschlagen, jedem Liede einen besonderen, aus der Eigenart der Dichtung hervorgehenden Charakter aufzuprägen. —

Ueber die Verdauung.

Von Dr. A. Lipschütz.

(Schluß.)

III.

Wir erinnern uns der Scheinfütterung, die bewirkt, daß der nüchterne Magen zur Ausbildung von Saft angeregt wird. Während der Hund mit großer Gier frisst und das Gefressene aus der Speiseröhrenöffnung herausfällt, fließt aus der Magensichel Saft in großer Menge. Durchschneiden wir nun den Nerv, der vom Gehirn zum Magen führt: bald darauf hört die Ausscheidung von Magensaft gänzlich auf, es fließt kein Tropfen Saft, trotzdem der Hund mit wachsender Gier weiterfrisst. Auf den ersten Blick scheint es, daß es sich hier um eine Reizung der Schleimhaut des Mundes handelt und daß es von hier aus reflektorisch zu einer Erregung der Magendrüse gekommen ist, wie es durch Reizung der Mundschleimhaut zur Speichelabsonderung kommt. Wir wissen nun schon seit langer Zeit, daß zuweilen das Neden eines hungrigen Hundes mit Speise genügt, um die Absonderung von Magensaft aus dem leeren Magen zu veranlassen. Präsenzen wir diese alte Beobachtung, die in der wissenschaftlichen Forschung ganz unbeachtet geblieben ist, an unseren Scheinfütterungshunde nach. Wir hantieren vor seinen Augen mit Fleisch und Wurst, als ob wir sie ihm geben wollten. Der Hund zeigt das lebhafteste Interesse für unsere Vorbereitungen, er dehnt und redt sich und will auf die Speise zufahren. Fünf Minuten später erscheint aus der Magensichel der erste Tropfen Saft, die Absonderung wird immer stärker und ist schließlich sehr beträchtlich. Der Sinn dieses Versuches ist klar: Der äußere Reiz hat im Tier das leidenschaftliche Verlangen nach Speise, den Appetit, wachgerufen. Und dieser hat die Magendrüse zur Saftabsonderung angeregt.

Wenn wir nun daran denken, daß Reizung der Mundschleimhaut an und für sich keine Absonderung von Magensaft hervorruft, daß dagegen schon bloßes Neden mit Speise von größter Wirksamkeit ist, so kommen wir zum Schluß, daß es auch bei der Scheinfütterung sich um die Wirkung des Appetits gehandelt hat. Wir haben hier ein psychisches Moment, das ein mächtiger Erreger der Magendrüse ist. Die Wirkung dieses Momentes hört auf, sobald der vom Gehirn zum Magen führende Nerv durchgeschnitten ist. Der Appetit ist der mächtigste Erreger der Magendrüse. Wo der Appetit fehlt, da kommt es nicht zu reichlicher Absonderung des verdauenden Magensaftes.

Weiter Versuche am „kleinen Magen“ ergaben, daß für die Verdauung der Speisen der Appetit und die direkte chemische Reizung der Magenschleimhaut durch die Nahrungsmittel in Betracht kommt. Beim Fleisch liegt die Sache so. In den ersten Stunden nach der Nahrungsaufnahme, wo die größte Verdauungsarbeit zu leisten ist, sind die großen Saftmengen zur Hand, die dem Appetit zu danken sind. Der Appetit gibt uns den „Zündsaft“ für die Verdauung, wie sich ein Schüler Pawlows ausdrückt. Sind die ersten Vreschen geschlagen, die schwerste Arbeit vollbracht, so kann der Magen sich mit geringeren Saftmengen begnügen, die durch die Einwirkung des Fleisches auf die Magenschleimhaut herbeigeschafft werden.

Bei den Nahrungsmitteln, die selbst auch nicht die geringste Spur von Magensaftabsonderung hervorzurufen können — wie Hühnerweiß, Brot, Stärke —, liegt die Sache folgendermaßen. Der Appetit leitet die erste Verdauung ein; durch die chemische Verarbeitung dieser Nahrungsmittel entstehen dann Stoffe — „Abbauprodukte“ —, die, wie Versuche gezeigt haben, schon selbst chemische Erreger der Magenschleimhaut sind und so die vom Appetit eingeleitete Verdauung weiter unterhalten können. Wie wir früher sahen, sind diese Stoffe nur im Fleische — zum Teil auch in der Milch — von vornherein vorhanden, können aber auch aus dem Fleische, wenn es gekaut wird, ausgezogen werden.

Sehr lehrreich ist ein Versuch, der uns die große Bedeutung des Appetits für die Verdauung vor Augen führt. Wir führen einem Hunde eine Portion Fleisch durch die Magensichel in den Magen ein und achten strengstens darauf, daß der Hund nichts von unseren Manipulationen merkt. Die gleiche (genau abgemessene) Portion Fleisch führen wir einem zweiten Hunde durch die Magensichel ein und reizen seinen Appetit, indem wir ihn mit Speise necken. Wenn wir nun nach einiger Zeit beiden Hunden den Rest des eingeführten Fleisches aus dem Magen nehmen und wiegen, so zeigt es sich, daß der Hund, dem wir den Appetit angeregt haben, fünfmal mehr verdaut hat, als der andere, dem wir das Fleisch unvermerkt in den Magen gebracht haben.

Nun ist uns der Mechanismus der Magenverdauung verständlich. Der Appetit leitet die Verdauung ein, um später einem Mechanismus Platz zu machen, der dem der Speichelabsonderung vollkommen gleicht: chemische Stoffe rufen reflektorisch eine Absonderung bestimmter Mengen Magensaft von bestimmten chemischen Eigenschaften hervor. Wir müssen uns vorstellen, daß, wie in der Mundschleimhaut auch in der Magenschleimhaut verschiedene artige Nervenendigungen verlaufen, die nur durch bestimmte chemische Stoffe gereizt werden und dann eine entsprechende Absonderung von Saft aus den Drüsen veranlassen.

Jetzt verstehen wir auch, wieso der künstlich angelegte „kleine Magen“ ein Spiegelbild des Magens sein kann, das die großartigen Untersuchungen Pawlows ermöglichte. Wir betonten, daß bei der Operation die Nervenverbindung des „kleinen Magens“ mit dem Magen erhalten bleibt. Trifft nun ein bestimmter chemischer Reiz eine Stelle der Magenschleimhaut, so wird dadurch eine Absonderung von Saft aus den in der ganzen Schleimhaut verstreuten mikroskopisch kleinen Drüsen veranlaßt — auch aus den Drüsen des „kleinen Magens“, der ja nur ein aus dem Magen geschnittenes Stück ist. Die einzelnen Nervenendigungen, die für bestimmte chemische Reize eingerichtet sind, senden ihre Befehle an die Drüsen der Magenschleimhaut; sie senden ihre Orde auch an die Drüsen des „kleinen Magens“, denn die Nervenverbindung mit dem Magen bleibt ja erhalten.

Ebenso wie die Magendrüse, können auch die Bauchspeicheldrüse und die Drüsen des Mundes durch Neden, durch Anregung des Appetits zur Saftabsonderung veranlaßt werden.

Die Pawlowsche Schule hat ihre Ergebnisse durch Versuche an Hunden zutage gefördert. Vor einiger Zeit haben zwei Forscher nach denselben Methoden Untersuchungen am Favian, einem hochstehenden Affen, angestellt und gefunden, daß die Verdauungsarbeit auch bei diesem dem Menschen so nahestehenden Tiere ganz so abläuft wie beim Hunde. Neuerdings ist es gelungen, zu zeigen, daß die Ergebnisse der Pawlowschen Schule auch für den Menschen im vollen Umfange ihre Geltung besitzen. Bei einer Patientin, bei der man wegen einer Speiseröhrenverengung eine Operation machen mußte, die der Pawlowschen Scheinfütterungsoperation gleich, hatte man Gelegenheit, das Verhalten der Magendrüse zu studieren: der Ablauf ihrer Tätigkeit ist in allen der beim Hunde gemachten Beobachtungen.

IV.

Wir haben gesehen, welche eine außerordentliche Bedeutung dem Appetit zukommt. Nun lernen wir auch die Sitten und Gebräuche verstehen, die viele Völkerschichten und auch wir mit der Nahrungsaufnahme verbinden. Immer sind wir bestrebt, die Aufnahme der Nahrung zu gestalten, daß sie uns Freude macht, angenehme Gefühle in uns wachruft und damit unseren Appetit anregt. Andererseits suchen wir zur Zeit des Essens alles fernzuhalten, was uns Kummer und Sorge macht, unsere Gedanken an unseren Beruf oder an schwierige geistige Probleme fesselt, — kurz alles, was unsere Lustgefühle beeinträchtigen oder gar hemmen könnte.^{*)}

Auch die Sorgfalt, mit der wir die Speisen zubereiten, ist nur eine Rücksichtnahme auf den Appetit. Wir halten bei der Zubereitung und Aufstichung der Speisen viel auf's Neuzere, das ästhetisch auf uns wirken, unser Interesse und unsere Neugier wachrufen soll. Durch entsprechende Zutaten (Gewürze) zu den Speisen suchen wir unsere Geschmacks- und Geruchsempfindungen angenehm zu beeinflussen, um uns sozusagen in „Stimmung“ zu versetzen. Was wir über die Bedeutung des Appetits erfahren haben, macht es uns auch verständlich, warum der Arzt immer sein Augenmerk auf den Appetit seines Patienten richtet. Zur Genesung bedarf es einer vermehrten Zufuhr von Nährstoffen, um den abgezeherten Körper wieder in die Höhe zu bringen. Die Nahrungsmittel müssen ergiebig verdaut werden, um in den Säftestrom des Körpers aufgenommen zu werden. Also der Patient braucht reichlich Verdauungssäfte, er braucht Appetit, denn Appetit ist Saft. —

Daß wir uns instinktiv auch an die chemischen Bedingungen der Verdauung halten, wie sie durch die Pawlowschen Untersuchungen festgestellt worden sind, zeigt sich in der Sitte, bei der Hauptmahl-

*) Daß der Appetit und mit ihm die Magensaftabsonderung durch einen Reiz direkt gehemmt werden kann, zeigt ein schönes Experiment eines Berliner Forschers. Er hielt einem Hunde, bei dem nach vorhergegangener Appetitanregung Saft aus der Magensichel floß, eine Nadel vor. Sofort versagte die Absonderung des Saftes, er floß nicht mehr!

zeit des Tages zuerst eine Suppe zu essen. Eine Bouillon-Suppe stellt nämlich einen Auszug aus dem Fleische dar, der jene chemischen Stoffe in Lösung enthält, die wir als die chemischen Erreger der Magenschleimhaut kennen lernten. Wer sich keine Bouillon leisten kann, der kocht sich eine wässrige Mehl- oder Brotsuppe. Hier ist das Wasser der direkte chemische Erreger der Magenschleimhaut, wie Versuche zeigten. Durch die Suppe verschaffen wir uns eine gewisse Säftmenge, die wir für die Verdauung der Hauptspeise — Fleisch, Kartoffel, Grüns — zugute haben: die Suppe selber stellt ja keine Anforderungen an die Verdauung.

Wer die Mittel besitzet, beschließt sein Mittagessen mit einer süßen Speise, die gewöhnlich an und für sich gar keinen Nährwert hat. Aber doch kommt auch ihr eine Bedeutung zu. Wir reizen unseren Geschmack und rufen damit angenehme Gefühle hervor, welche geeignet sind, die durch den Appetit angeregte Magensaftabsonderung weiterhin noch für einige Zeit zu unterstützen.

V.

Wir sprachen vom Appetit, als von einem psychischen Zustande, der durch Reize veranlaßt wird, welche dem Gehirn von außen zufließen. Wir erkannten in ihm eine Einrichtung, die für den Organismus von größter Bedeutung ist. Auf dem Wege der vom Gehirn zum Magen (um den Magen als Beispiel für alle Verdauungsdrüsen zu gebrauchen) gehenden Nerven werden die Magendrüsen zur Tätigkeit angeregt, um die erste Arbeit der Verdauung in Angriff zu nehmen. Aber wir sahen, daß das Gehirn seine Order nicht willkürlich, etwa aus eigenem Antriebe, an den Magen schickt. Rein, es empfängt von außen ganz bestimmte Reize, die ihm mit Hilfe der Sinnesorgane — Auge, Geruch, Geschmack, auch Ohr — zugeleitet werden. Diese Reize sind es, die den Anstoß zum Beginn der Magensaftabsonderung geben: die leidenschaftliche Begierde, das Verlangen nach Speise allein veranlaßt noch keine Absonderung von Saft. Die Reize geben ihnen bestimmten, ein für allemal vorgezeichneten Weg vom Sinnesorgan zum Gehirn und von hier zum Magen, einen Weg, der von Nervenbahnen gebildet wird: Wie nach der Darwin'schen Entwicklungslehre ein Organ von ganz bestimmtem Bau im Laufe ums Dasein sich herausbildet, so auch eine bestimmte Nervenbahn, die dem Organismus die Möglichkeit verschafft, auf äußere Reize in zweckmäßiger Weise zu reagieren. Führt die Nervenbahn vom Sinnesorgan zu einem Muskel, so antworten wir auf einen das Sinnesorgan treffenden Reiz mit einer Bewegung; führt eine Nervenbahn zu einer Drüse, so antworten wir mit einer Absonderung von Saft.

Zur Anregung einer psychischen Säftabsonderung aus den Verdauungsdrüsen bedarf es also immer ganz bestimmter Reize, bestimmter Nervenbahnen und Stationen (hier des Gehirns) und schließlich eines bestimmten Erfolgsorgans (der Drüse). Das sind die Bedingungen, an die ein jeder einfache Reflexvorgang geknüpft ist. Daß hier die Sinnesorgane, nicht die Haut, von den äußeren Reizen getroffen werden, ändert nichts an der Sache: sind ja die Sinnesorgane nur umgewandelte Hautpartien, wie die Entwicklungsgeschichte es ohne jegliche Lücke hat nachweisen können. Andererseits entsteht das Gehirn während der Entwicklung des Embryos aus dem vorderen Abschnitt der Rückenmarksanlage, wobei es der Furchung sogar gelungen ist, die Anordnung der einzelnen ein- und austretenden Nerven, die von den Sinnesorganen zum Gehirn gehen, auf die Anordnung der Rückenmarksnerven zurückzuführen. So können wir mit vollem Rechte der psychischen Säftabsonderung, dem Appetit, der in der Tätigkeit der Verdauungsdrüsen eine so große Rolle spielt, einen Reflexvorgang zugrundelegen.^{*)}

All diese Erwägungen, die sich an die Erscheinung des Appetits als eines psychischen Zustandes knüpfen, das Vernunftgemäße in seinem ganzen Gebaren, die Möglichkeit, dieses Vernunftgemäße auf einen Reflexvorgang zurückzuführen, der durch unsere Sinnesorgane und das Gehirn vermittelt wird — erweckt in uns die Vermutung, daß auch unserem vernünftigen, „willkürlichen“ Handeln Reflexvorgänge, wenn auch sehr komplizierter Natur, zugrundeliegen. In diesem Sinne ist Pawlow jetzt auf dem Wege, mit Hilfe seiner Methoden in das Gebiet der psychischen Vorgänge einzudringen.

Der Leser, der unseren Ausführungen gefolgt ist, wird ohne besonderen Hinweis erkannt haben, daß bei dem so komplizierten Mechanismus der Verdauungsarbeit und bei dessen unmittelbarer Abhängigkeit vom Nerven-system es häufig genug zu krankhaften Störungen der Verdauung kommen wird — auch wenn die äußeren Schädlichkeiten nicht unmittelbar den Verdauungsapparat treffen werden. Und gerade auf dem Gebiete der Lehre von der Verdauung ist es erschrecklich, wie eng der Zusammenhang zwischen krankhaften Erscheinungen in unserem Organismus und dem

^{*)} Scheinfütterungsversuche an neugeborenen Säuglingen, die nach der Pawlow'schen Methode operiert wurden, haben gezeigt, daß bei ihnen eine psychische Säftabsonderung schon vorhanden ist. Ebenso erwies es sich, daß das bloße Saugen an der Brust — ohne daß die Milch in den Magen kam — rein reflektorisch eine Magensaftabsonderung hervorruft. Das veranlaßt um so mehr, die psychische Magensaftabsonderung als einen reflektorischen Vorgang aufzufassen.

sozialen Getriebe unserer Gesellschaft ist: wie ungewöhnliche Ernährung, Mangel an Ruhe und an heiterem Gemüt beim Essen unsere Verdauung aufs schwerste beeinflussen müssen.

Kleines feuilleton.

Die Geschichte der Guillotine. Aus Paris wird berichtet: Die Guillotine, die nun in Frankreich schon so lange ihres mörderischen Amtes nicht gewaltet, hat bei den jüngsten Hinrichtungen ihre Wiederersterbung erlebt und bildet jetzt unter den Franzosen wieder das Gespräch des Tages, nicht viel anders als damals, da die „berühmte Erfindung des Dr. Guillotin“ die Gemüter in Aufregung versetzte. Aber der zweifelhafte Ruhm, diese Köpfmachine erdacht zu haben, gebührt gar nicht dem gutmütigen, wackeren Arzte, der aus philanthropischen Gründen für eine Reform der Hinrichtung eintrat; vielmehr ist dieses schauerliche Werkzeug schon im Mittelalter in seinen Grundformen vielfach verwandt worden, ja läßt sich sogar bis in die Prähistorie zurückverfolgen. Wenigstens hat man in Frankreich unter Fanden aus dem Steinzeitalter, die zu Limé (Niéne) 1865 gemacht wurden, ein sehr gewichtiges Spatmesser aus Kieselstein ans Licht gefördert, in dem die Archäologen eine Art mechanischen Kopfabstreichers erkannt haben. Nach den Erläuterungen Feigné-Delecourts wurde dieses Steinmesser von den Menschen der Steinzeit mit einem Gewicht von etwa hundert Kilogramm belastet, an einem Seil aufgehängt und dann nach Art eines Pendels behandelt, mit dem den darunter durchgetriebenen Hammeln die Köpfe abgeschlagen wurden. Die ersten Berichte über Köpfmachine in der Art der Guillotine werden uns aus Böhmen im dreizehnten und aus Deutschland im vierzehnten Jahrhundert überliefert. Doch haben auch schon die alten Perier und die Chinesen Hinrichtungswerkzeuge gehabt, die sehr ähnlich konstruiert waren. Das erste genaue Dokument über ein der Guillotine ganz ähnliches Instrument finden wir 1507 in der Chronik des Jean d'Aulon, der eine Einrichtung mit dieser Köpfmachine genau beschreibt. Eine Radierung des Nürnberger Kleinmeisters Georg Pencz, die die Hinrichtung des Titus Manlius darstellt, führt uns dann diese vor Guillotin bestehende Guillotine im Bilde vor. Der Delinquent kniet vor zwei Holzstüben, die einen Hammklotz tragen; sein Kopf ist zwischen zwei Brettern in die richtige Stellung gebracht; auf dem Rücken hat der Denker eine Axt aufgelegt, die er mit der rechten Hand festhält, während er mit der linken Hand vermittelst eines Seils den Hammklotz herunterfallen läßt, der mit aller Gewalt auf die Axt niederfällt und den Hals durchschneidet. Ein Kupferstich Alderovers von 1552 gibt die Hinrichtung des Titus Manlius in etwas anderer Form, denn hier wird der Verurteilte mit einem halbmondförmigen scharfen Messer enthauptet, das in einer in den Holzstüben angebrachten Rinne herabgleitet. Ein Blatt des Italiener Donatone aus derselben Zeit zeigt die „Mannaia“, die dieselben Hinrichtungsmachine der Italiener, die schon im dreizehnten Jahrhundert erwähnt wird und nach einem Privileg nur bei den Adligen und Klöstern zur Anwendung kam. Hier ist es bereits ein gerades Messer statt des halbmondförmigen, das herniederfällt. Schon Konradin von Schwaben war 1286 durch eine solche, von den Deutschen mit dem Namen „welche Falle“ belegte Maschine enthauptet worden; bei der Hinrichtung der Beatrice Cenci funktionierte eine Maschine, deren genaue Beschreibung sich nur in Kleinigkeiten von der Guillotine unterscheidet. Die Schotten hatten ihre „Jungfrau“, eine Art scharfgeläffener und mit Blei belasteter Axt, die an einem Seil befestigt war und über einen Flaschenzug roste. Der Zeichner Callot gibt diese Maschine 1603 auf einem seiner Kriegsbilder wieder. Guillotin hatte also nicht nötig, seine Köpfmachine erst zu erfinden. Er hatte denn auch mit seinem Antrag, den er am 10. Oktober 1789 in sechs Artikeln der Nationalversammlung vorlegte, nur die Absicht, eine möglichst sichere und schnelle Methode der Hinrichtung durchzuführen. Die Worte, mit denen er seine Maschine empfahl: „Ich lasse Ihnen damit jeden Kopf in einem Wimperzucken herunterspringen und Sie haben dabei nicht die geringste Schmerzempfindung“, erregte einen Heiterkeitssturm und machten seinen Vorschlag populär. Das offizielle Organ, der „Moniteur“, mußte sich direkt gegen die Lächerlichmachung der neuen Hinrichtungsmethode wenden: „Eine der verwerflichsten Gewohnheiten ist die, über Hinrichtungen sich lustig zu machen. Seit dem Schwerte Karls des Großen, das man das „lustige“ nannte, bis zu den Weinamen „Die Witwe“, die man dem Galgen gegeben, erkennt man in unserer Nation eine Schwäche des Geistes, deren Sitz in der Seele ist.“ Nachdem man von dem Dr. Antoine Louis einen motivierten Bericht über die von Guillotin vorgeschlagene Methode und Maschine eingefordert hatte, wurde das Köpfinstrument am 20. März 1791 durch ein Gesetz eingeführt und am 26. März vom König bestätigt. Zunächst wurde die Maschine nach dem Dr. Louis, dem Sekretär des Kollegiums der Wundärzte, die „Mlle. Louise“ oder Louise genannt. Aber durch ein Spottgedicht auf Guillotin bürgerte sich zur Verzeiwung des philanthropischen Arztes der Name Guillotine ein. Dieser Umstand hat ihm sein späteres Leben verbittert. Die Ausführung der ersten Guillotine übernahm ein deutscher Mechaniker Schmitt für das Mindestangebot von 305 Franks.